Transport und ebenso beim Einsetzen in das Bassin vor jeder Verehrung mit der Luft behütet werden. Von siebzehn Stück sind zehn lebend angekommen. Die Fische stammen aus der Ostsee bei der Insel Rügen. Dort ist der Heringsfang gegenwärtig sehr ergiebig. Der Hering ist nicht allein einer der schmackhaftesten, sondern auch einer der schönsten Fische. Er leuchtet in den herrlichsten Farben. Bald strahlt der Rücken silberklar, bald goldgrün und die Reiten blitzen purpurrot, himmelblau und silbern. Nachdem dieser erste Fang geglückt ist, wird sich Dr. Hermes selbst an Ort und Stelle begeben, um den Fang einer größeren Zahl von Heringen unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln selbst zu überwachen.

— Ein Schüler des Siegener Stenographenvereins „Stolze“ hat den ganzen Wortlaut von Schillers „Glocke,“ 2042 Worte, ohne Hülfe eines Vergrößerungsglases, auf den Raum einer gewöhnlichen Visitenkarte geschrieben. Die Schrift erscheint völlig deutlich und leserlich.

— Was thut man nicht alles der Gesundheit halber? Man läuft, man badet, man schwitzt, man fastet, man dürstet — ja, man thut noch mehr, wie nachstehende Annonce aus einer der jüngsten Nummern des „Berliner Intelligensblattes“ beweist: „Gesundheits halber wünschen zwei junge Leute morgens in gesunder Gegend Holz zu sägen, eventuell gegen Vergütung von seiten derselben.

— Ein echter Sohn Albions, der auf der Durchreise nach Wien vergangenen Montag in München verweilte und sich die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt oberflächlich besah, besuchte u. a. auch das Hofbrauhaus. Dort mußte der ihn begleitende Führer fünf Liter Bier trinken, ohne daß seine Lordschaft auch nur einen Tropfen genoß. Der Engländer erklärte, er habe nur den Durst eines Münchener kennen lernen wollen.

— Noble Gewohnheiten haben die reichen Kaufleute der Griechenkolonie in Livorno, wenn sie einen Ball geben. „Gerade während unseres dortigen Aufenthaltes“, so erzählt ein Feuilletonist, „fand in einem dieser Häuser ein Ballfest statt, und die Juwelenpracht der Teilnehmerinnen repräsentierte allein ein stattliches Vermögen. Von seiten des Hausherrn wurde jedem männlichen Ballgaste eine Busennadel, jeder Dame ein Armband, besetzt mit edlen Steinen, überreicht; während des Kotillons trabte ein weißer Esel in den Ballsaal, beladen mit Körben voll Kamelien- und Rosenbouquets, die mit Atlasschleifen in den Farben der Damentoiletten gebunden waren. Man schätzte die Kosten dieser Spielereien, die allein zu diesem Tanze aus Paris bestellt worden waren, auf 15000 Mark.

— Die Kellner in Paris haben alle die Gewohnheit, auf Bestellungen, die man ihnen macht, mit „Ja“ zu antworten und dann entweder das Verlangte zu bringen oder mit dem Bedauern zurückzukommen, daß leider nichts mehr von dem Betreffenden vorhanden. Der Schriftsteller Méry machte sich einmal den Scherz, „eine Sphinx in Zwiebelsauce“ zu bestellen. Der Kellner nahm die Bestellung ruhig an und kam nach einer kleinen Weile zurück: „Es thut mir leid, es ist leider nichts mehr davon da!“ Méry fragte mit gut gespieltem Unwillen zurück: „Was. Sie haben keine Sphinx mehr da?“ Darauf der Mann im Frack vertraulich und halblaut: „Es ist ja allerdings noch etwas davon da, aber ich kann Ihnen nur dazu raten, mein Herr, etwas anderes zu essen: es steht schon lange und ist schon halb verdorben!“ Méry lachte. — Ein andermal, als er sich einen ähnlichen Scherz mit einem Kellner machte, hatte er die Lacher weniger auf seiner Seite. Er hatte eben zu Ende getafelt: „Kellner, die Rechnung!“ — „Hier, mein Herr.“ — „O, was ist das? Hier ist ein Irrtum, Herr?“ — „Unmöglich! Irrtümer dürfen hier nie vorkommen. Es ist das einzige, was wir im Hause nicht halten!“ — „Nun, ist denn das nicht ein Irrtum? Sie schreiben Côtelette: Côttelette!“ — „Ah um Verzeihung! Ja, es liegt in der That ein Irrtum vor, aber ich will es gleich gut machen!“ Er nimmt die Rechnung zurück und schreibt: „Für ein t mehr .... 25 Centimes!“

Newyork, 20. April. [Cirkusbrand.] In dem in Richmond gastierenden Circus Kloseberg brach am Freitag während einer Vorstellung Feuer aus. Alles stürzte zu den Ausgängen, an denen ein furchtbares Gedränge stattfand. Ungefähr hundert Personen wurden erdrückt. Der ganze Circus, welcher aus Holz erbaut war, wurde zerstört. Es verbrannten über 50 Pferde und viele seltenere Tiere, darunter 5 Löwen. Der Circus war sehr hoch versichert, und beläuft sich der angerichtete Schaden nach angestellter Schätzung auf ungefähr 600,000 Dollars.

— Die in der Nähe von Milwaukee belegene Petroleumquelle, die bedeutenste in den vereinigten Staaten, wurde am 5. d. M. durch eine Explosion der Herd eines furchtbaren Brandes. Sämtliche angrenzenden Gebäude, sowie ein Teil der Stadt Milwaukee selbst, sind ein Raub der schnell fortschreitenden Flammen geworden, und die drei Straßen brannten total nieder. Viele Familien, zum großen Teil deutsch, sind obdachlos geworden und befinden sich in großer Not. Der entstandene Schaden dürfte sich auf mehrere Millionen Dollars belaufen.

— [Wer war der Dieb?] In Brasilien existiert bekanntlich noch die Sklaverei. Nun stecken die Neger dort sämtlich voller Diebesgelüste, und da sie zu gleicher Zeit äußerst pfiffig zu Werke gehen, so ist es sehr schwierig, sie auf frischer That zu ertappen, um sie nach Verdienst zu züchtigen. Da verfiel ein Pflanzer kürzlich auch folgenden Ausweg. Er ließ sein gesamtes schwarzes Korps eines Tages antreten, und beim ersten beginnend, fragte er jeden einzelnen, ob er den Diebstahl begangen habe. Natürlich hieß es bis zum letzten herunter Nein und immer Nein, bis sich der Pflanzer eben diesen letzten vornahm und mit den Worten: „Deine Kameraden haben's nicht gethan, also bist du's gewesen,“ ihm 25 aufzählen ließ. Seit dieser Zeit hatte der Pflanzer durchaus keine Not mehr, bei einem neuen Falle den Schuldigen herauszufinden. Die ganze Sippschaft welche den Thäter sehr gut kennt, weiß denselben, wenn sie zur hochnotpeinlichen Frage zusammengerufen wird, durch Drängen und Stoßen sehr schnell auf den letzten Platz zu bringen, wo die Strafe nun auch immer den wirklich Schuldigen trifft. Der Pflanzer hatte natürlich die Freude, in letzter Zeit eine sehr erhebliche Abnahme der Diebstähle konstatieren zu können.

— Eine drollige Szene im Gerichtssaale erzählt das „Trautenauer Wochenblatt“, welchem auch die Verantwortlichkeit dafür verbleibt: Eine Wirtshausgesellschaft in Trautenau wurde wegen „Tartel“-Spielens zu Geldstrafen verurteilt. Bei der Berufungsverhandlung in Gitschin erklärte der Verteidiger, Dr. Heindl, daß das gespielte „Tartel“ nicht mit dem „Judentartel“ welches in der Meszery'schen Verordnung unter den verbotenen Spielen aufgeführt ist, zu verwechseln sei und daß bei dem gespielten „Tartel“ das Resultat nicht vom Zufolle, sondern von der Geschicklichkeit des Spielers abhänge. Um dies zu beweisen, zog Dr. Heindl ein Spiel Karten aus der Tasche und erbot sich, vor dem hohen Gerichtshofe eine Partie „Tartel“ zu spielen und so die Geschicklichkeitstendenz des edlen Tartelspiels ad oculos zu demonstrieren. Auf diese ausgezeichnete Idee des Verteidigers ging der hohe Gerichtshof auch ein, da sich unter dessen ehrenwerten Mitgliedern glücklicherweise ein Tartel-Kundiger befand. Dr. Heindl „mischt“, hebt ab, spielt und — macht richtig den hohen Gerichtshof in seiner Rechtsansicht wankend, so daß derselbe beschloß, sich an das Obergericht zu wenden um die Wohlmeinung, ob dieses „Tartel“ zu den durch die Meszery'sche Verordnung verbotenen Spielen gehöre.

Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit.
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich,
Die Vöglein riefen: „Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!“

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Tau.

„Da habt ihr's!“ rief ich, von ihrer Not
Befreit, in die Lüfte hinaus.
„Da seht ihr, was euch im Walde droht,
Ein andermal bleibt ihr zu Haus.“

Gustav Pfarrius.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 17. Samstag, den 25. April. 1885.

4

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

„Ja, Ihre Stimme, mein Fräulein, ist auch ganz besonders sympathisch,“ belobte sie die Gräfin, „doch erzählen sie weiter.“

„Und sie war thöricht genug, seinen Wünschen entgegenzukommen,“ schob die Gräfin ein. — „Nein gnädige Frau. Annetta war brav und widerstand mit löblicher Gemessenheit den Versprechungen, welche dieser Herr von Sternenberg, so war sein Name, ihr machte.“

„Nun?“ — „O, es war schlimm! Dieser Herr konnte von seiner einmal gefaßten Neigung nicht lassen, die sie, nebenbei gesagt, mit eben so heißer Liebe erwiderte, er erwarb ihre Zustimmung und auch die der alten Mutter, und so wurde vier Wochen später das junge Paar hier auf der Bürgermeisterei verheiratet und dann in unserer Dorfkirche getraut.“

„Verheiratet?! getraut?!“ Klothilde starrte mit geisterbleichen Zügen in das Antlitz Josefas, die in Verlegenheit sich zu fragen erlaubte: „Setzt Sie das in Erstaunen, gnädige Frau? O, es kommt häufig vor, daß ein hoher Herr ein einfaches Mädchen zu seiner Gattin erwählt. Freilich,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „nicht alle handeln so treulos und niedrig wie jener.“

Die Gräfin rang noch immer nach Fassung. „Was that er?“ brachte sie hervor.

„Er überließ sie dem Tod. — Sie verstehen mich nicht. — Sehen Sie, der junge Herr hatte, bevor er nach Berlamo kam, in Nizza gewohnt und so wurden einfach die Eheakten auf die Namen Udo von Sternenberg aus Nizza und Annetta Martini aus Berlamo aufgesetzt. Wir glaubten alle, daß er dort seinen Wohnsitz habe, was sich jedoch später als unwahr erwies. Vierzehn Tage nach der Trauung verweilte das junge Paar hier bei uns, dann reisten sie nach Nizza. Hier erzählte nun der junge Ehemann von seinen Eltern, die in Deutschland lebten und so hochmütig seien, daß er nicht wage, eine Frau aus einfachem Stande so mir nichts dir nichts in ihr Haus einzuführen, daß er eine Gelegeheit für solche Erlaubnis abwarten müsse und was dergleichen mehr gewesen sein mag; genug: er reiste ab, ohne irgend welche Adresse zu hinterlassen, versprach seine Gattin abzuholen, sobald ihm die Ueberredung seiner Eltern gelungen sei. Die thörichte Annetta glaubte ihm, das arme liebe Wesen! Sie hat ihn niemals wiedergesehen!“

„Niemals!“ wiederholte die Gräfin mechanisch. — „Nein, niemals!“ gab auch Josefa zu. „Nach mehreren Monaten kehrte Annetta allein in die Heimat zurück, allein sage ich, doch immer noch vertrauend auf die Liebe, die Redlichkeit des Gatten — das arme Herz!“

„Und erhielt sie keine Nachricht? nicht ein Zeichen der Liebe?“ „Ein Zeichen der Liebe!“ rief das junge Mädchen aus.

Klothilde bemerkte nicht, daß ihr Antlitz sich abwechselnd mit Purpurröte überzog und wieder mir Leichenblässe bedeckte; aber Josefas stechendem Auge entging die Bewegung nicht. — „Die Erzählung scheint Sie zu berühren, gnädige Frau,“ sagte sie daher in mitleidigem Tone, „wenn es Ihnen recht ist, so brechen wir sie ab.“

„Nein, nein,“ stieß Klothilde hervor, „es interessiert mich, das Ende zu hören. Wenn ich bitten darf, fahren Sie fort.“

„Nun, das Ende war, wie es nicht anders möglich sein konnte. Zwei oder dreimal erhielt Annetta einen Brief, der sie um Geduld ersuchte und baldige Erlösung versprach; anders nicht. Wir wußten nicht einmal, wo die Heimat dieses Herrn zu suchen wäre; Annetta sandte ihre Briefe an ein Postamt in Straßburg, doch wissen wir nicht, ob sie jemals abgeholt worden sind.“ Sie hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort: „Die Jahre gingen hin und mit ihnen flohen Hoffnung und Frohsinn, Lebenslust und Gesundheit der unglücklichen Frau. Gram und Sorge nagten an ihrem Dasein, Verzweiflung an ihrer Seele; sie starb vor einem halben Jahre, ein Opfer niederen Frevels, an den Folgen der bittersten Not.“

„So ist sie tot und mit ihr die Sache vergessen?“ rief Klothilde aus, der mitten in ihrem Angstgefühl ein Strahl der Hoffnung zu leuchten begann.

„Nicht alles vergessen,“ betonte Josefa. „Wohl starb Annetta, aber wo sind die Kinder?“ — „Kinder sagen Sie? — so hatte sie Kinder?“ — „O, reizende Mädchen, die niedlichsten kleinen Geschöpfe, die ich jemals gesehen. Sie waren Zwillinge, die beiden Kleinen, Elsa und Bella, und erblickten ein halbes Jahr nach ihres Vaters Flucht die Welt; sieben Jahre werden sie alt sein, wenn — — —“

„Nun?“ Die Augen der Gräfin starrten glanzlos vor sich hin.

„Nun, gerade heraus gesagt, die Kinder sind verschwunden und niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Sehen Sie, gnädige Frau, die alte Großmutter Martini hatte die beiden Kinder nach Annettas Tode zu sich genommen, weil für die kleinen Waisen ja sonst niemand auf der Erde war. Eines Tages nun, als sie wie gewöhnlich zur Stadt gegangen war, um ihren Handel zu betreiben, und erst spät am Abend heimkehrte, wurden die beiden Mädchen vermißt.“

Man suchte sie im ganzen Dorfe. Einige Buben wollten sie mit einem alten Weibe haben davon laufen sehen, andere wieder erzählten, sie hätten am Meere gespielt; und wirklich fanden

sich auch in einiger Entfernung am Strande die Schuhe und Hüte der Kleinen. Das brachte nun viele Leute auf die Vermutung, daß die Kinder beim Spielen ertrunken seien; andere wieder schenkten dieser Mutmaßung ihren Glauben nicht. Das Ende jedoch von allem ist: die Kinder waren verschwunden, und bis auf den heutigen Tag hat niemand sie wiedergesehen. Wir glaubten die Tante werde wahnsinnig vor Schmerz, sie raufte sich bei den Haaren, warf sich zu Boden, sie war einer Tobsüchtigen gleich; auch Mama und ich nahmen uns die Sache endlich zu Herzen, wir verständigten die Behörde, die alle Anstrengungen machte, um die Kinder zu finden, jedoch umsonst! man weiß nicht was aus den armen Kindern geworden ist." So endigte Josefa mit ihrem Erzählen.

„Und lebt die alte Mutter?" fragte nach einer Pause des tiefsten Schweigens die Gräfin — „Sie lebt zu ihrem Grame," versetzte das Mädchen, „sie lebt in Dürftigkeit, in der bittersten Not."

„So lassen Sie uns zu ihr gehen; ich will so viel meine Mittel es erlauben, zu ihrem Wohlergehen thun." — Josefa nickte befriedigt und versprach, noch an demselben Abend die Dame zu ihrer Tante zu führen; da öffnete sich die Thüre und der Kellner meldete, daß das Diner in Bereitschaft sei.

Wankenden Fußes schritt Klothilde ihrem Gemache zu. Ihre Ohren hatten vernehmen müssen, was zu überdenken sie mit Schauder erfüllte, ihr Gemahl war verheiratet zur Zeit, da er sie, das unschuldvolle, vertrauende junge Wesen, zu seiner Gattin erkoren; da er ihr seinen Namen gegeben, seinen Reichtum geschenkt, einen Reichtum, der sie nichts anging, einen Namen, der ihr niemals rechtmäßig gehörte, weil eine andere ihn besaß; und diese andere hatte er verraten, verlassen, dem Untergange geweiht. O, es war zu viel der Pein für die arme Frau; Ueberwältigt von dem endlosen Schmerze, der ihre Seele gefangen hielt, unfähig, zu weinen und zu klagen, ließ sie ihr Haupt in die Kissen des Divans gleiten und starrte mit gläsernem Auge das nichts ihres Daseins an.

Plötzlich kam ihr die Besinnung. Sie durfte ja hier, in diesem Hause, sich nicht der Verzweiflung überliefern, ohne einem Verdachte bei den Leuten ausgesetzt zu sein; darum suchte sie mit Gewalt die Herrschaft über ihre Gefühle zu erlangen, setzte sich wenn auch mit der größten Apathie, zu Tische, aß von allem, was ihr vorgesetzt ward, nahm dann wie immer den Kaffee und pflegte ein halbes Stündchen, wenn auch nur scheinbar, der Ruhe, folgte zum Schlusse Josefa zu der Tante Martini, denn das junge Mädchen ließ die einmal gebotene Gelegenheit, der alten Frau eine Unterstützung zu verschaffen, nicht unbenutzt vorübergehen.

Der Besuch in der einfachen Hütte war kurz. Die alte Frau wies anfangs die Rolle blanker Goldstücke, welche Klothilde ihr aufzudrängen bemüht war, entschieden zurück. Erst als auch Josefa ihr zuredete, ließ sie es geschehen, daß diese das Gold in einen Beutel legte, der in einem Schubfache der Kommode verschlossen war.

„Ich bin eine alte Frau und vom Schicksal niedergebeugt," nahm sie hierauf das Wort; „es wird keine Sünde sein, wenn ich die edle Gabe der Dame annehme, aber Freude gewährt sie mir nicht. Seitdem meine Annetta tot ist, seitdem auch die Kinder verschwunden . . ."

„Habt guten Mut," unterbrach sie Klothilde, „es gibt einen Vater dort oben, der für alles Leid eine Tröstung hat."

„Die Erde wird mir mein Kind nicht wiedergeben," versetzte die Alte, „ich bleibe allein. Das einzige, um was ich zur hl. Dreifaltigkeit flehe, ist Strafe für den Frevler, der uns so elend gemacht. Möge sich sein Vergehen hundertfach rächen an ihm und seinem ganzen Geschlecht!"

Die Gräfin wankte und war genötigt, sich auf Josefa zu stützen; Mutter Martini aber, welche die Bewegung der Dame bemerkte, fuhr fort: „Sie glauben vielleicht, meine Gnädige, daß meine Worte eine Lästerung sind? Da sehen sie," und bei diesen Worten hatte sie aus einem Wandschränkchen eine Rolle Papiere genommen, die sie entfaltete, „hier ist der Taufschein, richtig und ganz, wie ihn meine Tochter erhalten; und das hier ist der Taufschein der Kinder; und diese Briefe sandte ihr der vornehme Herr; das ist sein Bild; und hier, das da, ist die Haarlocke, welche er ihr am Tage der Hochzeit gegeben."

Wie versteinert blickte die Gräfin auf das Papier. Ja, da war alles! Die Bestätigung der Trauung zwischen von Sternenberg aus Nizza und Annetta Martini aus Berlamo; als Trauzeugen waren verzeichnet: Viktor von Hohenheim, dessen Namen Klothilde aus den Erzählungen ihres Gatten nur allzu bekannt war, und Kamillo Rosto, Schulvorsteher aus Berlamo. Da war der Taufschein der Zwillingskinder Elsa und Bella, Töchter des Udo v. Sternenberg und seiner Ehefrau Annetta, geb. Martini; und da war auch das Bild und die Handschrift des Grafen, deren Anblick das Blut in den Adern der armen Frau erstarren ließ.

„Alles in Richtigkeit!" stieß sie hervor. — „Was nützen mir die Papiere?" hub die Alte wieder an, „was nützt mir alles, wenn ich die Kinder nicht habe? Aber so ist es richtig," fügte sie nach einer Pause bedeutungsvoll hinzu, „jetzt kommt mir ein Gedanke; vielleicht daß die edle Gabe der gnädigen Frau eine wohlthätige Folge hat! Auch bei der Polizei ist es nicht anders. Das wird wohl einen Sporn geben, wenn man die Münze klingen hört! Haha!"

„Wäre meine Annetta nicht zu vertrauend gewesen, bis sie nach Jahren aller Mittel entblößt war und krank dalag, so hätten wir auch diesen Herrn von Sternenberg verfolgt und gefunden; aber," und hierbei machte sie eine drohende Handbewegung, „wenn es mir gelingt, die Kinder wiederzufinden, dann suche ich ihnen auch den Vater, so wahr Gott bei mir ist!" — „Amen!" fügte Josefa hinzu. Die Gräfin vermochte sich nicht länger zu halten.

Sie nahm den Arm des jungen Mädchens, drückte noch einmal der Mutter Martini die Rechte und wankte zurück ins Hotel. Am nächsten Tage schmückte ein prächtiger Veilchenkranz das einsame Grab, unter dessen kalter Decke die irdische Hülle Annetta v. Sternenbergs ruhte.

Am Abend desselben Tages verließ Klothilde das goldene Adlerhotel. Wie groß war die Veränderung, welche dieser eine Tag in der äußeren Erscheinung, wie im Geiste der armen, jungen Frau hervorgerufen hatte, ihre Haltung war gebeugt, ihr Haar überzog ein grauer Schimmer, ihr Herz war erkaltet, ihr Mut dahin!

Sie nahm sie alle wieder mit zurück in ihre Heimat, die unverscheuchbaren Sorgen, welche vordem die Seele ihres Gatten gefoltert hatten, sein Dasein darniedergedrückt; wie höhnende Ungeheuer zogen sie vor ihrem Wege, wie geißelnde Gespenster folgten sie ihrem Pfade. Wie bald vielleicht kann nicht die Stunde schlagen, da die Verfolger ihren Wohnsitz entdeckt, da das Vegehen ihres Gatten dem Licht des Tages Preis gegeben sein wird! Wie wird man sie, die selbst betrogene, von Haus und Besitzung verjagen, wie sie hinausstoßen aus allem, was sie ihr Eigentum gewähnt! Wie wird sie fliehen müssen mit dem Sohne, dem Kinde, dem einzig teuern Schatze, der ihrem Dasein übrig bleibt! O, zu welch elendem, bejammernswerten Dasein hatte die Schuld des Vaters den goldenen Lebenstag des Sohnes verdammt! Konnte sie es tragen, mußte nicht ihr Herz vergehen in der Angst der Not und Sorge, welche das Verbrechen, an dem sie keinen Anteil hatte, über sie und ihres Kindes Leben heraufbeschwört?

Drittes Kapitel.

An den Ufern des Komersees herrschte noch immer reges Leben. Obgleich der Winter frühzeitig hereingebrochen war und der November fast sein Ende erreichte, obgleich weiter im Norden längst Eis und Schnee über den Fluren lag, trugen doch die Bäume hier noch einen Blätterschmuck, dufteten noch die Herbstblumen in ihrer bunten Fülle, lächelte noch die Sonne mildfreundlich auf diese Gegend hernieder, an der sie vor allen andern ihr Wohlgefallen und ihre Freude zu haben schien.

Natürlich weilten auch, gefesselt durch die späte Schönheit, noch unzählige Gäste an den Gestaden dieses glänzenden Gewässers, dessen lichtblaue Flut wie bezaubert auf den Sinn und das Auge des Schwärmers wirkt. Wen überkäme nicht ein eigentümliches Verlangen, wie er im Morgennebel sich in seinem Kahne schaukelt oder beim Glanze des Mondlichts, das seinen Silberschimmer über die herrliche Landschaft ausbreitet, dem Gelispel der süßschmeichelnden Wellen lauscht! Sollte man glauben, daß dieses Wasser, sanft und fromm, beim leisesten Hauche des Nordwindes emporschäumt, seine entfesselten Wogen mannshoch übereinanderwirft, und wie ein wütendes Ungeheuer alles, was es ergreifen kann, in seinem unersättlichen Rachen verschlingt?

Auch in Toriano gab es noch Leben genug. Junge Ehepaare, die ihre Flitterwochen in dieser wonnigen Gegend verbrachten, späte Touristen, die sich von Italiens Schönheit nicht trennen konnten, ohne sich von dem blauen Wasser des Komersees zu erfreuen; auch viele der Herrschaften, die ihre Villen daselbst oder in der Umgebung besaßen; alles schob die Rückkehr in den dumpfen Strudel der Großstadt in die Weite, je anhaltender und fesselnder die Schönheit des Klimas war.

Fortsetzung folgt.

Haus- und Landwirtschaft.

— [Wie soll die Milch behandelt werden?] Das Reichsgesundheitsamt hat in Bezug auf die Behandlung der Milch seitens der Produzenten und Verkäufer folgende Verhaltungsmaßregeln empfohlen: 1) Durch passende Kühlung und Kühlvorrichtung darauf hinzuwirken, daß die Milch weder bis zur Abfuhr nach dem Markte, noch auf dem Transporte säuert. 2) Das Aufbewahren der Milch in Gefäßen, aus welchen dieselbe fremdartige Stoffe aufnehmen könnte, als Gefäße aus Kupfer, Messing Thongefäße mit schlechter Glasur, gußeiserne Gefäße mit bleihaltigem Email, zu verbieten. 3) Sollten im Hause der Produzenten oder Milchverkäufer oder auch in der Nachbarschaft ansteckende Krankheiten herrschen, so ist zu berücksichtigen, daß eine Verschleppung der Ansteckungsstoffe mittels Milch möglich ist. Personen, welche mit den betreffenden Kranken in Berührung kommen, dürfen sich daher mit der Milch gar nicht näher beschäftigen. Ueberhaupt sind alle Räume, welche für die Aufbewahrung der Milch bestimmt sind, stets sorgfältig reinigen und zu lüften, auch dürfen sie nur in einer angemessenen Entfernung von Schlaf- und Krankenzimmern liegen. Dieselben Vorsichtsmaßregeln sind bei den Verkaufsläden maßgebend, wo es sich außerdem empfiehlt, die Milchgefäße nicht offen, sondern verschlossen aufzustellen. 4) Auch beim Reinigen der Milchgefäße durch Ausdampfen d. h. durch heiße Wasserdämpfe und nachheriges Abtrocknen mit einem reinen Handtuche. 5) Damit der Inhalt der einzelnen Milchgefäße von derselben Beschaffenheit ist muß eine gründliche Durchmischung des zum Verkauf bestimmten Milchquantums vor dem Einfüllen in die Transportgefäße geschehen und dürfen nur gut gearbeitete hölzerne oder Weißblechgefäße zur Verwendung kommen und Krahnen müssen aus gut verzinntem Kupfer oder Messing bestehen.

— Behufs Ermöglichung des Beschlagens widerspenstiger Pferde ist folgendes Verfahren anzuwenden: Man steckt die beiden Ohren des Pferdes (häufig reicht auch eines schon hin) unter den Nackenriemen des nicht allzu lose angelegten Nackenzaumes. Das Ueberraschende dieser höchst einfachen Manipulation an dem sich sonst in voller Freiheit der Bewegung befindlichen Tiere bewirkt eine eigentümliche Unempfindlichkeit; es läßt sich ruhig beschlagen. Sollte der Versuch etwa bei Racepferden nicht glücken, so kann man ihnen noch ein Tuch über die Ohren hängen. „Noch, habe ich," teilte uns vor kurzem ein Gewährsmann mit, „kein Pferd, das berüchtigt war, sich nicht beschlagen zu lassen gefunden, das nicht auf diese bequeme Art zum Stillstehen gebracht worden wäre." Jedenfalls lohnt es sich sehr der Mühe, es zu versuchen, da kein Apparat erforderlich und keine Mißhandlung nötig ist die das Tier für spätere Operationen scheuer macht.

Verschiedenes.

— [Zur Beachtung.] Eine junge Dame kaufte kürzlich chlorsaures Kali zum Gurgeln und empfing auf Befragen den Rat, auch öfter einen Löffel voll einzunehmen. Jedenfalls meinte der Ratgeber einen Löffel des Gurgelwassers; statt dessen nahm die Dame das Salz ungelöst zu sich und sie ist nach fünftägigem Krankenlager an Erbrechen und Abnahme der Herzthätigkeit gestorben.

— Die größte Küche der Welt dürfte wohl die Liebig's Fleischextrakt-Kompagnie in Fray-Bentos am Uruguay besitzen. Dieselbe umfaßt nicht weniger als 20 000 Quadratfuß. In einer großen dunklen Vorhalle, mit Flurplatten gepflastert, wird das Fleisch abgewogen und dann in sog. Digeratoren unter einem Dampfdrucke von 75 Pfund per Quadratzoll zersetzt. Jeder dieser aus starkem Schmiedeeisen hergestellten Digeratoren faßt 12 000 Pfund Fleisch. Durch die Röhren wird die so gewonnene Flüssigkeit in die Gefäße geleitet, wo sich das Fett absondert; aus diesen gelangt selbe in Klärpfannen, woselbst eine nochmalige Ausscheidung sich vollzieht. Mittelst Dampfkraft heben Luftpumpen die Flüssifikeit in Kühlschiffe, woselbst der Filtrationsprozeß vorgenommen wird, an welchen dann durch Verdunstungsapparate die Eindickung sich schließt. In großen Behältern wird nochmals dekrystallisiert und sodann in die Versandgefäße aufgefüllt. 150 Menschen sind mit dem Zerlegen des nötigen Fleisches beschäftigt. 80 Stück Rindvieh werden von den Metzgern der Gesellschaft per Stunde geschlachtet und zur Verwertung hergerichtet.

— [Gegen polizeiliche Strafmandate Widerspruch zu erheben,] kann recht gefährlich werden, wie folgender vor dem Charlottenburger Schöffengerichte vorgekommener Fall beweist. Ein Arbeiter Wilhelm Schubert hatte im Verein mit mehreren andern einen andern Arbeiter auf die brutalste Weise gemißhandelt und war dafür vom Polizeirichter zu drei Tagen Gefängnis verurteit worden. Er hatte dagegen Widerspruch erhoben, in der nunmehrigen Verhandlung vor dem Schöffengericht stellte sich die Sache für ihn jedoch so ungünstig, daß der Amtsanwalt mit Rücksicht auf die bewiesene Roheit des Angeklagten und die vielen Vorstrafen desselben ein Jahr Gefängnis gegen ihn beantragte. Der Gerichtshof erkannte auch diesem Antrage gemäß und beschloß die sofortige Verhaftung des Angeklagten. Der letzteren entzog sich der Verurteilte durch die Flucht, indem er dem mit seiner Abführung betrauten Beamten entsprang.

— [Ein sonderbarer Erblasser.] Der in Tschen erscheinende „Nowy Czas" meldet aus Seret in der Bukowina, daß daselbst ein reicher Einwohner namens Aichner gestorben ist, der alle seine Kinder durch den Tod verlor, indessen fest an deren Wiederauferstehung glaubte. Der Glaube an deren Wiederauferstehung war bei ihm so groß, daß er in seinem Testamente verfügte, sein großes, ca. 800,000 fl betragendes Barvermögen solle ihm selbst nach seiner Auferstehung ausgezahlt werden. Einstweilen soll dieses Kapital verzinst und der vierte Teil desselben nach 25 Jahren an die Armen der Stadt verteilt werden. So soll es alle 25 Jahre geschehen. Dieses Testament wird nun von den in österreichisch Schlesien lebenden Verwandten des Verstorbenen angefochten werden.

— Seit der glorreichen Majestät Ludwig XVI., die bekanntlich einer der größten Esser aller Zeiten war, hat selten ein berühmter Mann so eine bewundernswerte Eßlust entfaltet, als der verstorbene Abt. Von ihm stammt auch daß geflügelte Wort: „Eine Gans ist ein sehr hübscher Vogel; sie hat aber einen recht dummen Fehler: für einen ist sie ein bißchen zu viel, und für zwei wieder viel zu wenig." — Als Abt eines Abends vergnügt schmunzelnd aus seiner Stammkneipe trat, redete ihn ein Bekannter an: „Na, Herr Hofkapellmeister, es gab wohl heute etwas Extrafeines zum Abendessen? — „Nu cha," war die Antwort, „wie mans nehmen will. 's war 'n Truthahn." — „Waren denn viele Personen dazu?" — „Das krade nich, wir waren nur zwei, bloß ich und der Truthahn!"

— In der deutschen Vorzeit verstanden es nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, einen tüchtigen Trunk zu thun. Ja, sie verstanden es, wie es scheint, nur zu gut. Nach einer alten Chronik tranken 1532 in einem Wirtshaus zu Münkheim drei Schwestern 32 halbe Maß des besten Weins. In einem Ratsdekret von Heilbronn steht: „Den Weibern, so dem Trunk ergeben, sollen vom Stadtknecht Zettel an den Kopf geheftet werden mit den altertümlich derben Worten: „Versoffene Krugsurschel," und ein Ratsprotokoll von Hall sagt 1640: „Erhard Geyers filia, die sich mit Trunk überladen und in der Kirchen Aergernis gegeben, ward ins Hetzennest condemniret zur Abscheu und dafür um 3 Fl. gestraft." In einigen Orten Württembergs bestanden eigene Stiftungen, aus denen die Weiber jährlich eine sog. Weiberzeche halten durften, ein höchst merkwürdiger Brauch, der bis ins Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortdauerte. So war in Ochsenbach jährlich am Sonntag Invocavit eine Weiberzeche, welche man mit dem aus dem lateinischen bona dea verstümmelten Namen Boneda nannte, wie denn überhaupt Zeit, Einrichtung und Statuten dieses Festes offenbar denen des heidnischen Bacchusfestes nachgebildet waren.

— Lebende Häringe tummeln sich seit Wochen im Berliner Aquarium in dem Seewasser-Bassin neben der Bibergrotte. Das schwierige Experiment, den empfindlichsten aller Fische für das Aquarium lebend hierher zu bekommen, ist zum erstenmale gelungen. Der zarte Fisch ist nämlich nur zu erhalten, wenn er mit der Luft nicht einen Augenblick in Berührung kommt. Geschieht es, so fallen ihm die wie Goldschläger-Häutchen dünnen Schuppen ab, und der Fisch stirbt ab. Die im Aquarium befindlichen Heringe mußten deshalb unter Wasser eingefangen, beim